

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 2

Artikel: Die Kugel rollt : Erlebnisse im Spielkasino Konstanz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration Carlos Duss

Erlebnisse im Spielcasino Konstanz
Von ***

die Kugel rollt

Noch immer gibt es an unseren Grenzen verschiedene Spielsäle, wo man weit über den in der Schweiz zulässigen Höchstensatz von fünf Franken hinaus Roulette spielen kann. Insbesondere das Spielcasino Konstanz hat für zahlreiche Schweizer die Gelegenheit geschaffen, sich auf diesem Weg wirtschaftlich zu ruinieren. Polemiken und Proteste aus der Schweiz

haben bisher nicht zu einer Besserung geführt. Besonders problematisch sieht die Sache aus, wenn, wie vorgesehen, Konstanz in Bälde Universitätsstadt wird. Dieser Artikel soll einiges Licht auf die Folgen des Spielsaalbetriebes werfen.

Red.

Ich bin ein Sonntagskind, geboren am 24. September 1933. Es klingt mir heute noch in den Ohren, wie meine Mutter immer, wenn ich einen Erfolg zu verzeichnen hatte, sagte: «Du bist halt ein Sonntagskind!»

Besonderen Eindruck machte mir aber ein Erlebnis in meinem zehnten Lebensjahr, als unsere Familie einmal an einem Sonntagabend zum Vesper im Restaurant Drahtschmidli saß. Ein Losverkäufer kam an unseren Tisch und verkaufte Lose der Sporthalle-Lotterie. Vater kaufte eines, meine Schwester Rösi zog ein Los, und jetzt sagte Mutter:

«Walter ist ein Sonntagsbub. Laßt doch das Sonntagskind ein Los ziehen!»

Vater legte noch ein Fränklein auf den Tisch, und ich, das Sonntagskind, zog ein Los, das nachher tausend Franken einbrachte! Daß meine Eltern nachher in Streit gerieten, weil mein Vater fand, der Losgewinn gehöre ihm und nicht auf mein Sparheft, wie es meine Mutter forderte, tut hier nichts zur Sache. Auf jeden Fall war mir mit diesem Erlebnis ein Floh ins Ohr gesetzt worden. Ich bildete mir ein, daß ich im Spiel ein Glückspilz sein müsse. Später versuchte ich es noch einige Male mit Sport-Toto und machte einmal einen Elfer, der 460 Franken gewann.

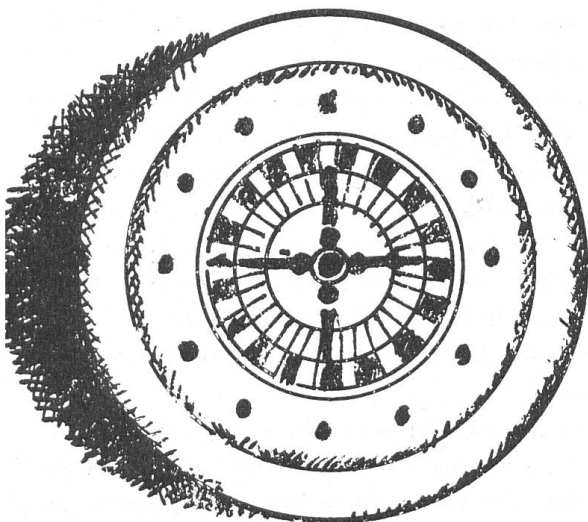
Als ich vom Bäckerberuf zum Bankangestellten umsattelte, hatte ich etwas Glück in kleinen

Börsentransaktionen. Ein Kollege in der Börsenabteilung unserer Bank gab mir einige gute Winke über bevorstehende Kapitalerhöhungen bei deutschen Industrien. Ich kaufte einmal zehn AEG-Aktien und zwanzig Bayer-Aktien und verkaufte sie, als die Kapitalerhöhung eintrat, mit einem Gewinn von zusammen 8500 Franken. Seit den Konjunkturdämpfungsmaßnahmen sind aber die Börsengeschäfte unsicher und stagnierend geworden, so daß sich keine Einsätze mehr lohnen.

Ich muß gestehen, daß ich schon lange damit liebäugelte, mein Glück auf einer Spielbank zu versuchen. Aber dem stand ein gewichtiges Hindernis entgegen. Leider hatte sich vor einigen Jahren in Pfyn, der Wohngemeinde eines Onkels meiner Frau, ein tragischer Todesfall ereignet, der mit der Spielbank von Konstanz zusammenhing: Nicht weit von der großen Brücke über die Thur wurde an einem Sonntagmorgen auf der Wiese ein Personenauto gefunden, in dem ein toter Mann lag. Dieser hatte sich, wie sich herausstellte, mit Hilfe eines Schlauches, den er vom Auspuff des laufenden Motors in das Wageninnere leitete, durch Gasvergiftung das Leben genommen. Der Mann, ein Garagist, war in dieser Nacht vom Spielkasino Konstanz heimgekehrt. Da er alles Geld verloren hatte, wußte er keinen anderen Ausweg. Er hinterließ seine Frau und zwei kleine Kinder. Es liegt auf der Hand, daß dieses Schicksal eines Spielers meine Frau und ihre Verwandten mit Abscheu erfüllte.

«Permanenzen»

Dessen ungeachtet kam es aber dann doch so weit, daß ich es eines Samstagnachmittags allein und ganz im geheimen unternahm, gewappnet mit einer vollen Brieftasche, die Spielbank von Konstanz zu besuchen. Meine Motive dazu waren lauter, was nur lauter heißt, bezweckten sie doch nichts anderes als einen sehnlichen Wunsch meiner Frau (der auch mein Wunsch war) zu erfüllen. Wir hatten nämlich aus den im Vorjahr gelungenen Börsen-Geschäften unsere Wohnung neu möbliert: ein neues Schlafzimmer aus Kirschbaumholz für die beiden Mädchen und einen neuen Nußbaumsalon mit Sofa und Fauteuils. Es fehlte nur etwas, das heute jede Familie, die etwas auf sich hält, besitzt und das meine Frau bei ihrer Freundin jedes Mal, wenn wir dort zu einem Fondue eingeladen sind, so bewundert: ein antiker Wellenschrank.



Aber die Erfüllung eines solchen Wunsches kostete mindestens 6000 Franken.

So kam ich zum Schluß, daß ich die nächste Gelegenheit ergreifen müsse, um das kleine Anfangskapital von 1200 Franken, das ich für die Erfüllung unseres Wunsches schon auf die Seite gelegt hatte, auf der Spielbank von Konstanz in 5000 bis 6000 Franken zu verwandeln. Natürlich spielte dabei meine fixe Idee, daß ich als Sonntagsgeborener im Glücksspiel besondere Chance habe, keine geringe Rolle.

Die Gelegenheit ergab sich, als meine Frau eine Zusammenkunft mit ihren Schulkameradinnen hatte, wobei ich mir herausnahm, an diesem Nachmittag angeblich an einem Bankkollegen-Schachturnier mit anschließendem Hock teilzunehmen.

Schon die Bahnfahrt nach Kreuzlingen an diesem Samstagnachmittag verlief sehr interessant. Ich gestattete mir einen Kaffee im Speisewagen. Ein wohlbeleibter Herr mit Hornbrille und fliegender grau-meliertes Mähne setzte sich an meinen Tisch. Ich war nicht wenig erstaunt, als dieser seiner Reisemappe die Zeitschrift «Die rollende Kugel», also eine Fachzeitschrift über die Spielbanken, entnahm und darin zu lesen begann. Das mußte also ein Spieler sein, der sich auf dem Weg nach Konstanz befand. Als er die Zeitung beiseite legte, fragte ich ihn, ob ich einen Blick hineinwerfen dürfe. Er überreichte sie mir mit der Bemerkung:

«Ja, in Konstanz und Lindau, da hat es schon manchem den Ärmel hineingenommen.»

Dann zog er aus seiner Rocktasche einige Zettel mit langen Zahlenlisten und fragte mich:

«Haben Sie die gestrigen Permanenzen von Konstanz schon gesehen?»

Es scheint, daß ich dazu ein ganz dummes Gesicht machte, denn er erklärte mir, daß ‚Permanenzen‘ die Zahlenreihe bedeute, die von der Roulette-Kugel an einer Spielbank der Reihe nach gespielt worden sind. Da er offenbar am Vortag im Spielkasino in Konstanz gewesen war, konnte er diese Zahlenreihe – aus denen die Geschäftsleitung der Spielbank kein Geheimnis macht – ohne weiteres bekommen. Dann erläuterte er mir, daß man aus dieser Zahlenreihe eine gewisse Chance für das heutige Spiel ableiten könne: Er behauptete, weil die Zahl 24 schwarz auf Tisch 2 in den letzten 320 Spielen noch nicht gekommen sei, müsse sie heute an diesem Tisch gespielt werden, denn durchschnittlich komme jede Zahl nach 37 Coups. Er riet mir, heute auf diesem Tisch auf diese Zahl zu

setzen. Ebenso hatte er gewisse Vorahnungen für die Zero, die an sämtlichen Spieltischen des Kasinos in Konstanz viel zu wenig erschienen sei.

Schade, daß sich dieser Mann auf der Station Weinfelden von mir verabschiedete.

Also auf Ungrad

Nach der Regelung der Grenzformalitäten am Kreuzlinger Grenzübergang schlenderte ich sogleich ins Kasino. Für das schöne Konstanzer Münster und für das Konzilium hatte ich kein Interesse. – Der riesige Parkplatz vor der schon vor dreizehn Jahren als Kasino umgebauten Villa war in der großen Mehrzahl von Autos mit Schweizer –, vornehmlich Zürcher-Polizeinummern, belegt.

Die elegante, hell erleuchtete Empfangshalle, in welcher mich ein freundlicher Beamter im schwarzen Frack hinter einem langen Korpus begrüßte, beeindruckte mich sehr. Meine Papiere wurden geprüft und mit einer umfangreichen Kartothek verglichen. Da ich nicht auf der schwarzen Liste figurierte, durfte ich eine Eintrittskarte zu drei Franken lösen. Schweizergeld wurde zum Kurs von 110 Schweizerfranken pro 100 Mark gewechselt. Ich wagte, 1000 Mark zu wechseln, in der sicheren Hoffnung, ein paar Tausender zurücktauschen zu können.

Beim Betreten des Spielsaales ist man von der fast kirchlichen Ruhe in dem menschengefüllten, gedämpft beleuchteten Saal beeindruckt. Wenn man dann die mit Spielmarken übersäten Roulette-Tische erblickt und die seelenruhigen, schwarz befrackten Croupiers, ihre Zahlen und die stereotypen Sätze «Nichts geht mehr» und «Wir bitten, das Spiel zu machen» her-sagen hört, hat man das Gefühl, daß sich hier Schicksalhaftes abspielen müsse.

Zuerst beschaffe ich mir an einem Schalter Spielmarken. Wohl aus hygienischen Gründen und wegen der besseren Handlichkeit verwendet man hier Spielmarken, statt Geldmünzen. Der Mindesteinsatz ist zwei Mark. Ich kaufe fünfzig gelbe Jetons à zwei Mark, zehn rote à zehn Mark und fünf blaue à zwanzig Mark. Das Wühlen mit der Hand in den mit Spielgeld gefüllten Rocktaschen gibt ein herrliches, sieges-sicheres Gefühl!

Am ersten der mindestens acht großen Spieltische wage ich «probeweise» vier Mark auf Ungrad. Wenn die Kugel, die vom Croupier soeben in Bewegung ge-

setzt worden ist, auf eine ungrade Zahl fällt, wird sich mein Einsatz verdoppeln.

Die Kugel rollt, rollt langsamer, senkt sich – . . . und fällt auf die 15 – eine ungrade Zahl. Fabelhaft! Gut gemacht, Sonntagskind, denke ich. Sogleich hantieren die Croupiers in Windeseile. Sehr geschickt schieben sie mit ihren langen Rechen die nicht gewinnenden Jetons zu sich hin, lassen die paar zufällig richtig eingesetzten liegen und zahlen die Gewinne aus. Ich erhalte zu meinen vier Mark dieselbe Summe hinzu und versenke die acht Mark in meine Rocktasche. Einer, der eine fünfzig Mark-Scheibe auf die 15 gelegt hat, bekommt nebst diesen fünfzig Mark noch 1750 Mark ausbezahlt.

Dame mit Häufchen

Jetzt lockt es mich, richtig mitzumachen. Doch bevor ich weiterspiele, möchte ich wissen, wie die Spiele eigentlich gehen. Beim Eintritt ins Spielkasino ist mir von dem befrackten Réceptionsbeamten ein bedrucktes Spielschema mit Gewinnplan in die Hand gedrückt worden. Das Spieltableau besteht aus 36 aufeinanderfolgenden Zahlen, die in drei senkrechten und zwölf waagrechten Reihen angeordnet sind. Dazu kommt die Zero, die Null, die ein eigenes Feld beansprucht.

Auf allen diesen Zahlen beträgt der Gewinn, sofern die von der Kugel gespielte Zahl auf dem Tableau belegt wird, das 35fache des Einsatzes.

Man kann aber auch zwei nebeneinanderliegende Felder mit einem Einsatz belegen, indem man die Spielmarke auf den Strich, der die beiden Zahlenfelder voneinander trennt, legt. Dann ist der Gewinn nur das 17fache des Einsatzes. Man nennt diese Belegung von zwei Feldern ein «cheval». Ferner kann man auch drei Zahlen mit einer Spielmarke belegen, indem man die Spielmarke auf den inneren Rand einer waagrechten Reihe legt. Das nennt man «Transversale»: Gewinn = das elffache des Einsatzes. In ähnlicher Weise kann man vier Felder belegen und erhält das achtfache des Einsatzes, beziehungsweise sechs Nummern beim fünffachen Gewinn des Einsatzes. Und so weiter.

Links und rechts der Zahlentabelle liegen die Felder der «einfachen Chancen»: Rot-Schwarz, Grad-Ungrad, Manque-Zahlen 1 bis 18 und Passe-Zahlen 19 bis 36. Die Chance liegt in der Verdoppelung des

Einsatzes. Schließlich kann man noch das erste, zweite oder dritte Dutzend der Zahlenreihe 1 bis 36 belegen und erhält bei richtigem Einsatz den zweifachen Betrag als Gewinn.

Ich habe Mühe, die Einsätze für das erste, zweite und dritte Dutzend richtig zu verstehen. Zum Glück steht neben mir ein gediegener Herr, der gut Zürichdeutsch spricht und mir bereitwillig alles erklärt.

Bereits ruft der Croupier wieder:

«Bitte die Spiele zu machen!»

Dann geht es weiter. Pausenlos folgen sich die Spiele, vierhundert und mehr am Tag pro Tisch. Ich stehe hinter einem Stuhl am Spieltisch, auf dem schon seit einiger Zeit eine ältere, grell aufgeputzte Dame, von fülliger Körperform, sitzt. Vor ihr auf dem Tischrand türmt sich ein farbenfroher Spielmarkenberg, zusammengesetzt aus fast allen hier gültigen Spielgeldtypen. Es dürften zirka dreitausend Mark sein.

Eben legt sie in stoischer Ruhe mit lässiger Hand Fünfmark-Jetons auf die Nummern 9 – 14 – 22. Sie scheint um ihr Geld nicht zittern zu müssen. Vielleicht hat sie es zu Hause in Körben.

Neben dieser Frau schreibt sich ein junger Mann eine Zahlentabelle zusammen, aus der ich nicht klug werde – vielleicht nicht einmal er selber. «Das ist jetzt ein Systemspieler!» erklärt mein Bekannter. Dauernd starrt jener auf seine Tabelle, während seine rechte Hand mit dem Bleistift spielt.

Ein anderer, breitschultriger, mit rotem Kopf, meines Erachtens ein Viehhändler oder Bauführer, hält anscheinend gar nichts von Systemen. Er schreibt nichts auf, belegt dafür mit wuchtiger Dynamik das ganze Tableau mit Zweimark-Stücken. Wahrscheinlich in der schlaun Überlegung, daß eine Zahl ja schließlich kommen muß. Schräg vis-à-vis, auf der anderen Tischseite, sitzt ein bekümmertes Liebespärchen. In den Fingern der Geliebten zittert ein Jeton. Der letzte?

Ich sehe Rot

Weil es das erste Mal so gut gegangen ist, wähle ich diesmal eine Chance, wo die Wahrscheinlichkeit zu gewinnen zwar kleiner ist als auf «Ungrad», die Auszahlung (falls es klappt!) dafür entsprechend größer. Einer inneren (Sonntagskind-)Stimme folgend setze ich zehn Mark auf ein für das erste Dutzend (1–12) bestimmtes Feld. Der Croupier ergreift die Kugel und lässt sie kreisen.

«Nichts geht mehr!» sagt er deutlich.

Der Systemspieler legt im letzten Moment noch zwei Mark auf Nummer 18.

Während die Kugel rollt, scheinen die Menschen am Tisch in Erstarrung zu geraten. Die Angst vor dem Verlust bannt sie. Der Systemspieler kneift die Augen zusammen. Die füllige Dame macht eine merkwürdige, zuckende Armbewegung. Nur der breitschultrige Viehhändler, oder was er ist, schaut (scheinbar wenigstens) voller Überlegenheit, erfolgsgewiß der rollenden Kugel zu.

Jetzt fällt die Kugel... auf die Nummer 15, schwarz. Schon wieder die 15. Wer hätte das gedacht, verflixt! Ich habe verloren. Im Höllentempo kratzt der Croupier alle die verloren gegangenen Brocken zu sich hin und ordnet sie zu Rollen in die Spielmarkenhalter. Dann schaut er, was auf der 15 liegen geblieben ist. Reichlich wenig, ein «cheval», das heißt: ein halbes Stück, weil der Viehhändler auf den Strich zwischen der 15 und der 12 gelegt hatte. Sein Gesicht zeigt nicht die leiseste Erregung, als er seine 18 Einheiten entgegennimmt, trotzdem er nach meiner Schätzung deren dreißig dafür eingesetzt hatte. Aber was macht es – das Spiel geht weiter.

Diesmal wage ich es mit 20 Mark auf Rot und bin etwas betupft, weil die füllige Dame das gleiche tut. Hoffen wir das Beste. Der Systemspieler macht jetzt ganz verrückte Sachen. Eben holt er einen Rechenschieber aus der Tasche und schiebt mit gerunzelter Stirne lange an ihm herum. Dann kritzelt er mit dünner Schrift ein paar Ziffern auf eine mysteriöse Tabelle, zieht einen dicken Querstrich, nimmt einen Jeton und legt ihn auf die Nummer 24. Da komme ich nicht mehr mit! – Endlich ist es so weit.

«25 rot», spricht der Croupier und beginnt, mit der gleichgültigsten Miene der Welt, wieder zusammenzuschaukeln. Die füllige Dame und ich und noch ein paar andere Spieler haben mit Rot Glück gehabt!

Wer will, der kann

Eben nähert sich dem Tisch ein Mann, der vom Hunger in der Welt offensichtlich noch wenig gespürt hat. Sein Bauch schlägt Wölbungen über den Gürtel, fast unanständig. Seine Schritte sind klein, gemessen und geheimnisvoll. Er bleibt neben dem Croupier stehen und betrachtet ein Weilchen den ganzen Hergang. Dann greift er langsam in seinen Veston, entnimmt

ihm eine geradezu unheimlich pralle Brieftasche, klaubt zwei Scheine hervor und wirft diese auf Rot. Es sind zwei Tausendernoten!

Der Croupier nimmt unwillkürlich Haltung ein und sagt betont: «Scheine spielen rot.»

Damit kündigt er dem Chefcroupier – wie es die Spielregel befiehlt – an, daß nun mit barem Geld gespielt wird, was ausnahmsweise gestattet ist. Er wirft die Kugel. Nach langem Kreisen rennt sie tatsächlich auf eine rote Zahl.

Natürlich, denke ich, wer hat, dem wird gegeben.

Mit gelangweiltem Blick hebt der Vollbauchige sein Geld von Rot ab, jetzt 4000 Mark, und steckt sie wieder in die Brieftasche. Dann legt er die Hand auf die entblößten Schultern einer eleganten, blonden Schönheit und verschwindet mit ihr aus dem Gesichtsfeld.

Die Zeit rückt voran. Es ist neun Uhr. Der Spielsaal füllt sich. Man spürt den Samstagabend. Das Gedränge ist so stark, daß man sich beinahe auf die eigenen Füße tritt, und das Schlimmste: der ganze Wirbel wird von einer sich fortwährend erneuernden Tabakwolke verhüllt.

Ich habe auf einem Plüschsessel neben einem Rauchtischchen Platz genommen und überlege eben, was jetzt zu tun ist. Da trippelt ein kleines, deutsches Männchen mit einem schwarzen Ringheft unter dem Arm auf mich los:

«Ist dieser Sessel noch frei?» fragt es leise, und schon setzt es sich hin und drängt mich leicht beiseite. Es breitet das Heft über das Rauchtischchen, studiert ein wenig darin und krächzt dann plötzlich:

«Mein Gott, es ist doch nicht nötig, daran zu scheitern!»

«Ist Ihnen die Schicksalsgöttin nicht hold gewesen?» frage ich teilnahmsvoll.

«Wo denken Sie hin!» wehrt sich das Männchen etwas gereizt, «das gibt es nicht; wenn ich will, kann ich immer gewinnen. Denn schauen Sie, mein System ist einfach wunderbar, hervorragend. Damit kann man gar nicht verlieren. Es kann nicht schiefgehn... und doch habe ich heute alles damit verloren. Es ist ein Graus!»

Er hält mir sein Heft unter die Nase, das lange Zahlenlisten enthält, mit einer Art Zauberzeichen versehen. Das Ganze kommt mir wie ein spanischer Salat vor.

«Hier, schauen Sie, diese Amplitudenhäufung von Schwarz. Hätte ich im richtigen Moment auf Rot

transferiert, so hätte ich die ganze Schwarz-Minus-Serie damit ausnützen können!»

«Hätte?», meine ich verständnislos.

«Und Herr, diese Eccart-Spannung des Kleinwechsels in der C. G. Funktion, einfach zauberisch! Wäre Zero nicht dreimal dazwischen gekommen, hätte ich den schönsten Gewinn davongetragen!»

«Wäre . . .», staune ich.

«Und Herr! Diese Überläufer des Spannungswechsels mitten in der Intermittenz beweisen, daß der Croupier die Kugel dreimal falsch geworfen hat!»

«Falsch geworfen . . .?»

Das Männchen wird immer vertraulicher. Zuletzt erklärt es ohne Umschweife:

«Wie wäre es, wenn Sie mir jetzt hundert Mark leihen würden? Ich würde dann für Sie an jenem Tisch dort spielen und den Gewinn teilen wir, nicht wahr?»

«Danke», sage ich und begreife, um was es geht. «Die Sache scheint mir doch zu gewagt, wenn doch immer wieder solche ‚wäre‘ und ‚hätte‘ auftreten.»

Mit bösen, glitzernden Äuglein schlägt das Männchen sein Heft zu und schiebt ab.

Liebe zu Zero . . .

Jetzt mache ich eine Entdeckung: der ältere Herr mit der Hornbrille aus dem Speisewagen ist auch da. Er hat mich offenbar schon längere Zeit beobachtet. Väterlich ermahnt er mich, daß ich mich ja nicht mit den Systemhändlern einlassen solle. Das kleine Männchen sei einer der schlimmsten dieser Sorte.

Ich erzähle ihm von meinem wechsellvollen Glück und frage ihn, ob ich nun wohl progressieren solle. Vom Progressieren hatte mir einmal ein Börsenmakler erzählt, der auch im Roulette-Spiel auf der Höhe war. Progressieren nennt man beim Roulette die ständige Einsatzerhöhung solange man verliert und zwar so, daß, wenn man dann gewinnt, alle Verluste wieder wettgemacht sind.

«Hände weg vom Progressieren!» sagt mein neuer Spiegelgenosse, «alle routinierten Spieler warnen davor. Wer das Progressieren auf die Dauer betreibt, kann todsicher sein, daß er sein Auto, sein Haus – falls er eines besitzt – und alles verliert.»

«Da weiß ich etwas Besseres», sagt er und zeigt auf einen dicht belagerten Spieltisch, den er schon die längste Zeit beobachtet hat.

E I D G E N O S S E N I M A U S L A N D

Wir bummelten durch die Hauptstraße Heidelbergs und verglichen Waren und Preise mit denjenigen in einer Schweizer Stadt. Schließlich landeten wir bei einer Bäckerei, die allerlei Süßigkeiten im Schaufenster ausgelegt hatte. Eßlustig, wie alle Schweizer, traten wir ein und hielten, bis wir bedient wurden, Augen und Ohren offen, um zu erfahren, was sich die andern Kunden wohl erstehen würden.

Plötzlich ertönte in unserem Rücken eine energische Stimme, die verlangte: «Na, schneiden Sie mir einen Schweizer entzwei!»

Erschreckt und fragend drehten wir Schweizer uns wie aufs Kommando um und harrten der Dinge, die da kommen sollten! — Bald aber hatten wir die Lösung: Die Verkäuferin nahm ein langes, dunkles Kilobrot vom Gestell, in dem ein Täfelchen «Schweizerbrot» steckte! Die blutrünstigen Worte hatten zum Glück nicht uns gegolten.

T. G. in D.

«Ich habe gehört, die Zero sei schon 185 mal ausgeblieben. Da sie im Durchschnitt alle 37 Mal herauskommen muß, sollte es für Sie interessant sein, wenn Sie anfangen, bei jedem Spiel ein Stück auf Zero zu setzen!»

«Keine schlechte Idee», entgegne ich und schnappe sofort darauf ein. Ich begeben mich an diesen anderen Tisch. Das ist ein Tisch mit großem Einsatz. Das Minimum ist fünf Mark. Man kann hier, im Gegensatz zu den anderen Tischen, pro Einsatz, statt bis 2400, bis zu 6000 Mark gewinnen.

Man merkt, daß hier etwas in der Luft liegt. Spiel-scheiben in allen Farben überhäufen die Zero. Auch ich lege einen 20-Mark-Jeton hin, trotzdem es mich juckt, gleich zwei oder drei dieser Einheiten darauf zu placieren. – Eben wendet sich eine vierschrötige Gestalt, die vor mir steht, zu seinem Begleiter um und ruft mit verstörtem Gesicht: «Wänn jetzt dänn nü äntli die chäibe Zero chunnt, dänn schlani die blöd Abriß-Bude zäme!»

Der Chef-Croupier, der auf einem erhöhten Platz über dem Spieltisch thront und alles beaufsichtigt, hat es auch gehört und grinst. Ihm ist der Schweizer Dialekt ein längst vertrautes Idiom geworden. Der Vierschrötige erklärt mir, er habe die Zero schon zu setzen angefangen, als sie zum 120igsten Male ausgeblieben sei. Jetzt habe er bereits einen dicken Verlust von 650 Mark zu verzeichnen, jetzt sei dann genug «Heu drunten».

Eine solche Rechnung ist natürlich keine Rechnung. Aber so ist es bei der Roulette. Der Spieler rechnet, und die Kugel fragt einen Deut darnach. Er bemüht sich um Zusammenhänge, und die Roulette sprengt sie alle. Und sollte sich die Berechnung des Spielers einmal bewahrheiten, dann hat sie ihn ins Netz ihrer Täuschungen gezogen.

Aber ich denke jetzt nicht an Täuschungen. Eben hat der Croupier die Zahl 35 ausgerufen. Verflixt noch einmal! Also nicht Zero. Das Spiel geht weiter. Dreimal hintereinander fallen Zahlen im dritten Dutzend, die um Zero herumliegen.

... im Steigen

Bereits habe ich nur noch einen 20-Mark-Jeton in der Tasche. Schnell laufe ich zur Spielmarkenkasse und wechsele vierhundert Mark in zwanzig blaue 20-Mark-Stücke um. Noch nie war ich so nervös. Es gelingt

mir, wieder am Tisch zu sein, bevor die Kugel rollt. Ich setze weiter. Wenn jetzt die Zero kommt, so habe ich 700 Mark gewonnen, abzüglich meine bisherigen Einsätze. Aber sie kommt nicht, auch nächstes Mal nicht ... und auch über- über- übernächstes Mal nicht. –

Nun habe ich zehnmal auf Zero gesetzt und befinde mich bereits im Teufelskreis, ich, das Sonntagskind. Da, nach meiner und vieler anderer Meinung, jeder Coup die Chance für das Erscheinen der Zero erhöht, bin ich gleichsam gezwungen, an diesem Tisch auszuharren und mein Geld weiter auf die Zero auszugießen. Lasse ich von ihr ab, dann wird sie todsicher kommen. So rechne ich, und so rechnen die meisten an diesem Tisch und keiner gibt es zu, daß diese Rechnung im Grunde genommen ein Unfug ist.

Die Spieler sind sichtlich nervös. Die Schleierwolken des Zigarettenrauches umfloreten ihre besorgten Gesichter. Alle paar Minuten taucht ein rot livrierter Saaldiener auf und leert die Aschenbecher. Ein Deutscher flüstert mir ins Ohr: «Donnerwetter!» Er habe bereits 134 mal auf Zero gesetzt und sei nun vollständig blank. Ob ich ihm nicht mit zwanzig Mark aus-helfen könne. Er würde dann das Rennen weitermachen und mir sogar dreißig Mark zurückerstatten. Jetzt müsse die Zero ja todsicher fallen.

Man muß aufpassen mit diesen Leuten, es gibt solche, die sich darauf spezialisiert haben, im entscheidenden Moment die nervösen Spieler noch anzupumpen. Mit dem «Gepumpten» verschwinden sie dann unauffällig. Ich mache ihm einen Gegenvorschlag und verspreche ihm, ihm zehn Mark zu schenken, falls der gefährliche Ausbleiber im nächsten Spiel erscheine.

Jetzt kommt wieder einmal der Mann mit der Hornbrille. Er fragt: «Und, ist die Zero endlich aus dem Ei gekrochen?»

«Sternenhagel, nein! Sie haben mich in ein schönes Wespennest hineingelockt!»

«Dann machen Sie einen Punkt und hören auf zu spielen!»

Der ist wohl gestoben, jetzt, wo jeden Moment die Zero kommen muß, soll ich einen Punkt machen, denke ich. Wie jeder, der am Verlieren ist, halte ich die Hoffnung bereits für Sicherheit.

Ich laufe nochmals zur Spielmarkenkasse – und wechsele – meine letzten vierhundert Mark. Nach abermaligen fünfzehn Fehlschüssen wird mir sturm im Kopf vor Wut. Ich schließe die Augen, strenge meinen Kopf an und beginne zu rechnen. Bald habe ich mehr

als 700 Mark gesetzt und bekomme doch nur 700 Mark, wenn die Zero endlich einmal kommt. Wo ist da der Gewinn!? Jetzt setze ich zwei Stück à 20 Mark auf die Zero, damit dann der Gewinn sicher größer als der Einsatz ist. Das Spiel läuft pausenlos – immer ohne Zero, und es kommt so weit: ich habe keine 20-Mark-Jetons mehr, nur kleine Stücke à zwei Mark und zehn Mark. Ich nehme sie alle in die Hand und lege mein Letztes auf das Feld. Ich wage kaum hinzuschauen, wie die Kugel kreist. Meine ganze Hoffnung konzentriert sich auf dieses – mein letztes Spiel. Sie wird nicht erfüllt. «26 schwarz» – und das Spiel nimmt seinen Fortgang.

Mit leeren Taschen bleibe ich am Tisch stehen, niedergeschmettert. Ich, das Sonntagskind: wie ein Phantom hat sich das Traumgespinnst vom Wellenschrank in nichts aufgelöst.

Nur mit halbem Bewußtsein nehme ich noch am weiteren Verlauf des Spieles teil. Und da: im zweiten Mal nach der 26 erscheint Zero, endlich! Sie hätte mir zirka 1400 Mark gebracht!

«Zeeroo!» ruft der Croupier, diesmal etwas lauter und deutlicher als sonst. Durch die Spielerschar geht ein Aufatmen. Doch auf der Zero liegen jetzt viel weniger Spielmarken als am Anfang. Die meisten sind – wie auch ich – inzwischen an der Zero «gestorben», wie man sagt.

Wahrscheinlichkeit

Ich würde nun gerne darauf verzichten, hier noch weiter herumzustehen. Doch wohin? Mitternacht ist bereits vorüber; der Anschluß an den letzten Zug ist verpaßt. Die Gefühle, die mich beschleichen, sind ärger als ein Katzenjammer.

Ein Kaffee ist jetzt am Platz, denke ich und steige zwei Treppen höher hinauf, in die Restaurants und Barräume der Spielbank. Ein Orchester spielt auf. Die glücklich tanzenden Pärchen scheinen keine Ahnung zu haben von den Schicksalsschlägen, die im unteren Stockwerk ausgeteilt werden. Kaum ein Platz ist frei. Alles schwatzt, tanzt, lacht. Oben und unten: ein Haus, berstend voll.

Mein Speisewagen-Gesellschafter mit der schwarzen Brille ist auch hier. Er hat mich bemerkt und setzt sich zu mir, indem er sich zwischen mich und ein älteres Paar klemmt. Er scheint auch einen «Schrägen drinnen» zu haben, oder hat er etwa zu tief ins

Glas geguckt? Auf alle Fälle weiß er nichts mehr davon, daß er mich zu dem unheilvollen Zero-Spiel animiert hatte, sondern fängt sofort an zu schimpfen und wettern. Er spricht viel von Ausbeutung und Skrupellosigkeit und erzählt von dem Lohnbuchhalter eines Industrieunternehmens, der mit den Jahren mehr als eine halbe Million unterschlagen und dafür, daß er dieses Geld immer schön bei der Spielbank Konstanz «angelegt» habe, schließlich mit einer Ehrenkarte der Spielbank Konstanz ausgezeichnet wurde. Das habe ihn veranlaßt, noch mehr Geld aus der ihm anvertrauten Kasse zu nehmen und nach Konstanz zu tragen. Vom Obergericht sei er hingegen zu ein paar Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Ehrenkartenbesitzer der Spielbank Konstanz gebe es noch eine Menge. Das Neueste sei nun, daß inskünftig ein Gemeindeschreiber oder der Pfarrer oder der Lehrer in jedem Dorf der Schweiz der Spielbankdirektion nur zu telefonieren brauche, damit einem, der dem Gemeindegewaltigen nicht passe, der Eintritt zur Spielbank gesperrt werde. Ob ich nicht gemerkt hätte, daß die Kartei, die schwarze Liste, am Eingang der Spielhölle, in der letzten Zeit an Umfang ungeheuer zugenommen habe. Es scheint, daß ihm diese Perspektiven besondere Sorgen machen.

«Die sollen nur so weiter machen», meint er drohend, «wenn einmal die unterschlagenen Millionen nicht mehr auf die Spielbank fließen, wird es auch keine Universität in Konstanz geben, denn diese soll ja aus dem Reingewinn der Spielbank finanziert werden.»

Das Gelafer ekelt mich an. Nicht genug, daß er mich mit seinen Ratschlägen ins Unheil gestürzt hat, jetzt fängt er auch noch zu faseln an, Sachen zu erzählen, von denen ich weiß, daß sie nicht wahr sind. Ich hatte doch selbst in der Zeitung gelesen, daß die Millionen, welche die Stadt Konstanz jährlich als Gewinnanteil von der Spielbank erhält, nicht für die geplante Konstanzer Universität, sondern für die Förderung des Konstanzer Fremdenverkehrs und die Modernisierung der Konstanzer Badeeinrichtung verwendet werden.

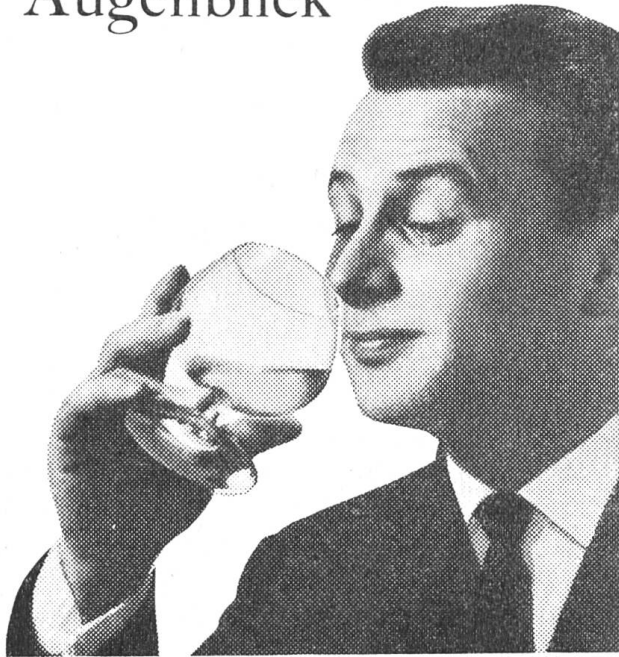
Plötzlich steht der freundliche Herr vor mir, der mir vor einigen Stunden das Spieltableau erklärt hat.

«So, händ Sie en bäumige Gwünn häizschleike?»

«Nei, im Gägetäl. Ich bi komplet uf de Felge.»

Er entpuppt sich als Ingenieur aus Zürich und offeriert mir, in seinem Wagen nach Zürich zu fahren. Als etwas später auf dem Casinoplatz der Motor sei-

Der gemütlichste Augenblick



... beim
Cognac
MARTELL

Man genießt
ihn bei jeder
Gelegenheit.
Der
unentbehrliche
Abschluss
einer guten
Mahlzeit.



Generalvertretung für die Schweiz: Pierre Fred Navazza, Genf

nes Mercedes aufheult, fühle ich mich wieder bedeutend wohler. Was dieser Ingenieur auf der Fahrt mir über die Gewinnchancen bei der in Konstanz gespielten Roulette erzählt, ist höchst interessant.

Nach seinem Dafürhalten liegt es mathematisch klar auf der Hand, daß die Spielbank die einzige ist, die bei diesem Spiel einen sicheren Gewinn einheimst. Es zeigt sich schon darin, daß die Netto-Betriebsergebnisse (nach Abzug sämtlicher Unterhalts- und Betriebskosten) jedes Jahr zirka vier Millionen D-Mark ausmachen. Ob ein Spieler nach System oder ohne System spielt, bleibt sich gleichgültig. Im Durchschnitt verliert jeder Spieler bei jedem Coup 2,7 Prozent, wenn er auf ganze Zahlen setzt und 1,35 Prozent, wenn er auf einfache Chancen setzt. Im einzelnen Fall können diese Resultate zugunsten oder zu ungunsten eines Spielers stark abweichen. Sobald aber einer öfters spielt, so wirkt sich diese durchschnittliche Berechnung aus. Weil die Spieler selten aufhören, wenn sie einmal gewonnen haben, so nähern sie sich immer mehr dieser mathematischen Wahrscheinlichkeitsberechnung und verlieren mit jedem Einsatz einige Prozente.

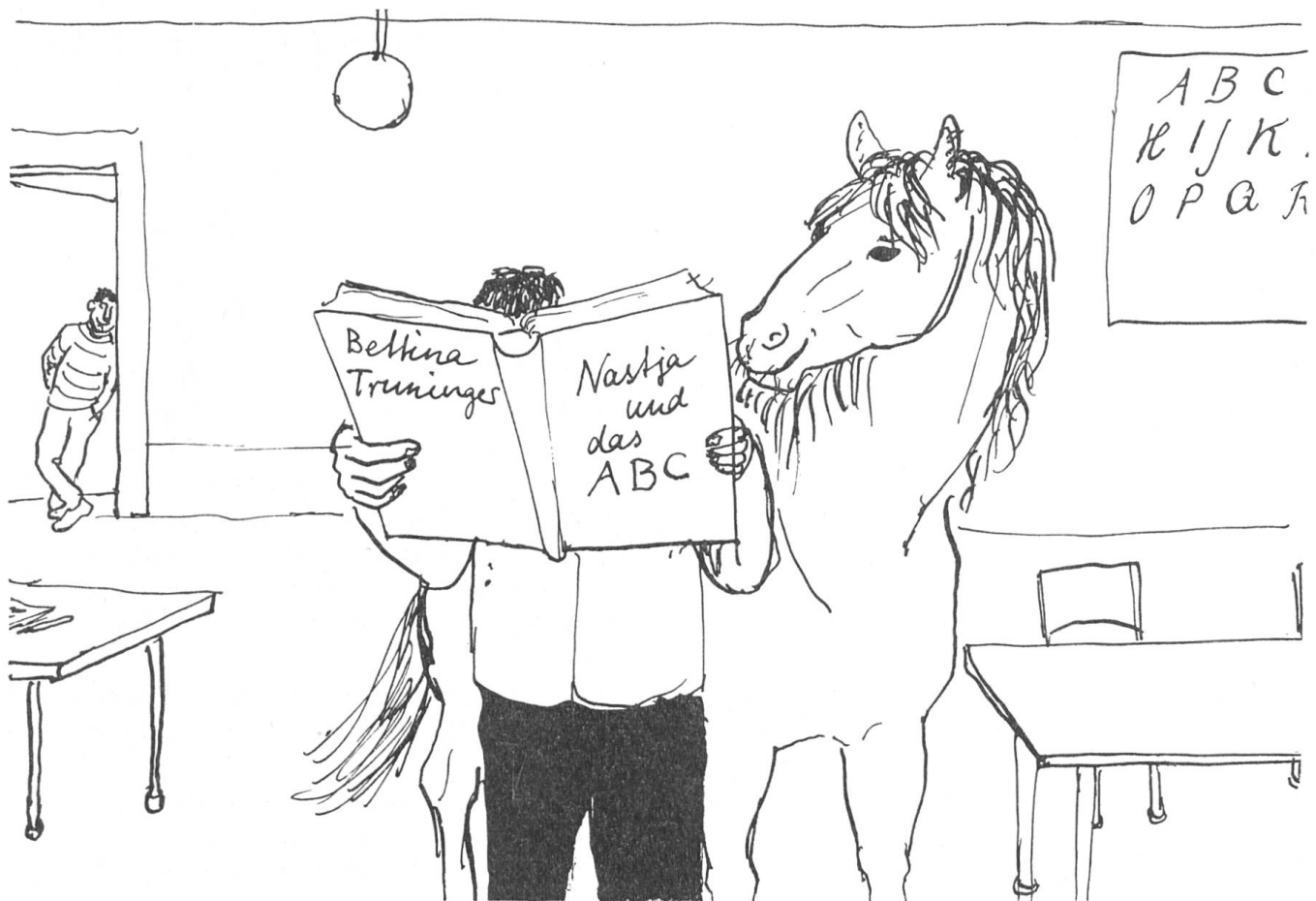
Als ich morgens, drei Uhr, in meinem trauten Heim ankam, befand sich meine Frau schon tief im Schlaf. Ich will es lieber nicht beschreiben, was sich abspielte, als ich ihr am nächsten Tag meine Erlebnisse beichtete. Der Traum vom Wellenschrank und von meinem Glück im Spiel war restlos dahin.

NEU

Ein Bilderbuch von einer 17jährigen Künstlerin

BETTINA
TRUNINGER

Nastja und das ABC



Die Geschichte eines ungewöhnlichen Pferdes

Ein Bilderbuch für schulpflichtige Kinder und für erwachsene Freunde guter Zeichnung. 36 Seiten. Mit 20 schwarz-weißen Tuschzeichnungen. Format 23 x 15,5 cm quer, Halbleinen Fr. 7.80

Nastja ist voller Eifer und Interesse für das Leben. Sie will lernen und die Schule besuchen. Aber natürlich hat ein Pferd mit solchen Ambitionen allerhand Schwierigkeiten. Sie muss sich die Anerkennung der Kameraden und der Umwelt erkämpfen, die vielem, das sich in ihrem Kopf tut, ganz unverständlich gegenüberstehen. Endlich aber gelingt es ihr, ihren

Platz zu erobern. Sie gewinnt Freunde, sie hat ein Zuhause, und auch das Lesen und Schreiben macht ihr keine Mühe mehr.

Ein Buch, in dem sich die Kinder selber und die Eltern ihre Kinder verstehen, mit einem lebenswürdigen Humor und einer Phantasie, die auch das Groteske nicht scheut.

S C H W E I Z E R S P I E G E L V E R L A G Z Ü R I C H